



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Ludwig-Dohm, Max: Sturm : Roman : (Sechste Fortsetzung)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Sprache nicht „die Bedeutung“ (Seite 89), sondern nur eine geschichtliche Folge von Bedeutungen vor sich zu haben. Wir können ihm nicht die Herzenshärte zugestehen, daß er uns die Stecken zerbrochen vor die Füße geworfen habe, mit denen wir Sehend-Blinden uns durch diese Welt tasten. Aber wir lernen sie kennen als das, was sie sind, nur sein können: orientierende Mittel im ewigen Dunkel, die wir nur deshalb als kongruent bezeichnen, weil sie die einzigen sind. Man kann über den Nutzen dieser Erkenntnis streiten. „Sicher im Dämmerchein wandelt die Kindheit dahin.“ Aber wem einmal die Abgründe der Welt aufgegangen sind, die er mit dem winzigen Maß seiner Glieder durchmessen soll — und die Sprache ist nichts als ein ins Psychische projiziertes Organ —, der wird gut tun, zu Beginn seiner Reise das mögliche Bereich dieser Beweglichkeit und die Stärke des Steckens zu bedenken. Daß nicht die Resignation der unerschöpften Tiefe ihn am Ende seiner Bahn überrascht, angstvoll, tödlich, gehe er mutig aus mit dieser Erwartung auf nichts. Jeder Schritt am Wege ist dann Gewinn. Der Weg ist schließlich doch der Sinn des Zieles.



## Sturm

Roman

Von Max Ludwig-Dohm

(Sechste Fortsetzung)

Auf Borküll waren die Sympathien für Kirsch im Steigen. An allen Ecken und Enden fehlte seine Gegenwart. Baronin Clementine hatte geradezu Sehnsucht nach den Grobheiten des Verwalters, die sie früher wiederholt für ihre Zustände verantwortlich gemacht hatte.

Es war eine Art Schreckensregiment, das er führte, aber doch ein Regiment. Die Damen befanden sich zwar in ständigem Protest dagegen, aber sie hatten doch nicht dieses gräßliche Gefühl der Unsicherheit, das sie jetzt beherrschte.

Täglich hatte sich Baronin Clementine telephonisch mit dem Revaller Krankenhaus verbinden lassen und war über die fortschreitende Genesung ihres Verwalters auf dem laufenden. Als sie erfuhr, daß er das Spital verlassen hatte, erwartete sie seine Ankunft jeden Augenblick.

Der Brief des Küsters Frey an die Gräfin Schildberg wirkte niedermettend: Kirsch war spurlos verschwunden.

„Ich hab' ihm nie recht getraut!“ zeterete die Gräfin Emerenzia. Sie glaubte der Verwalter sei mit der ganzen Hypothekensumme durchgegangen und machte die Vertrauensseligkeit der Vorkes für ihren Verlust verantwortlich.

„Hätte ich doch niemals meinen Fuß hierher gesetzt! Wie friedlich hätte ich in Reval leben können von dem Tage an, als ich meinen Theodor begraben mußte. Vorküll ist eine Unglücksstätte. Das war auch damals Mamas Meinung. Ich höre noch ihre warnende Stimme, als Vorké um dich angehalten hatte, Clementine. Ohne Gottesfurcht und Sittlichkeit leben sie noch heute nur für die Welt und den Genuß, die Vorkes. Verspottet nicht dein eigen Fleisch und Blut unseren teuren Glauben? Steht Paul nicht in aller Öffentlichkeit auf seiten der Gottesfeinde! Dabei bin ich seine Taufmutter.“

Die füllige Dame schüttelte sich voller Entsetzen.

„Aber Tante,“ warf Mara lachend ein. „Pauls Schriften mit ihren lateinischen Titeln sind ja nur für die Gelehrten geschrieben. Du selbst verstehst ja kein Wort davon!“

„Aber ich kenne seinen Standpunkt. Und ist nicht die eine seiner Schriften Häckel gewidmet, diesem unverehelichten Menschen, der behauptet, wir stammen von Tieren ab? Lächerlich! Hier in meinem tiefsten Innern —“ sie schlug sich auf den hochgeschmürten Busen — „lebt das Bewußtsein der göttlichen Abstammung. Aber natürlich die Bibel, Gottes köstliches Wort, ist abgetan und vergessen. Und nur Satans Stimme wird gehört. Alle miteinander seid ihr verführt. Wolff Joachim in seinem Sündenbabel ebenso rettungslos wie du bei deinen modernen Büchern!“

Mara zuckte die Achseln. Baronin Clementine aber sagte: „Von Wolff Joachim habe ich noch nie derartiges gehört. Und wenn er hier ist, verjäumt er es nie, zur Kirche zu gehen.“

„Als ob es damit abgetan wäre! In eurer Kirche befindet sich mehr Spreu als Weizen. Beim wahren Christen sind die geheimsten Gedanken, die geringsten Taten vom Geist des Herrn erfüllt. Sieh uns an in unserer Gemeinschaft . . .“

Geräuschlos öffnete sich die Tür des kleinen Salons, in dem die Damen in dieser Nachmittagsstunde saßen, und in bescheidener Haltung trat der Maler ein. In der Hand trug er ein rahmenloses, verstaubtes Bild, das auf eine etwas verbogene Holztafel gemalt war. Heute hatten seine gewöhnlich blassen Backen rote Flecken, seine Hände zitterten leicht, und ebenso verriet auch seine Stimme eine ungewöhnliche Erregung.

„Ich habe von Ihrer Erlaubnis Gebrauch gemacht, Frau Gräfin, und mich auf dem Boden umgesehen.“

„Was haben Sie da für ein altes Brett?“

„Ja, es ist ein Bild, das mich als Maler interessiert. Die Kopie irgend-eines Niederländers . . .“

„Ach — die ‚büßende Magdalena‘ aus Pappas Arbeitszimmer,“ rief Mara. „Ich sollte sie damals verbrennen, Tante Emerenzia, aber es tat mir um der traurigen Augen willen leid,“ entschuldigte sie sich.

„Und die schamlose Nudität, siehst du die nicht?“

Die Gräfin entriß dem Maler das Bild und schlug mit dem Rücken der Hand erregt mitten darauf. In zwei Teile geborsten, fiel es krachend zur Erde. Madelung stieß einen Wehlaut aus und beugte sich hastig über die Trümmer. Aber er beherrschte sich ebenso rasch und nahm wieder die gleichmütige Miene an, die ihm eigen war.

Gräfin Emerenzia lachte hart auf: „So ist es recht! Brennholz — fort damit ins Feuer!“ Der Maler stellte die beiden Teile mit einer für Brennholz wenig angebrachten Fürsorge an die Wand. „Ich werde das Ürgernis beiseite schaffen,“ sagte er. Seine Hoffnung auf eine Gelegenheit, es in seinem und nicht in der Gräfin Schildberg Sinne zu tun, erfüllte sich bald.

Laute Stimmen, die vom Hof heraufschallten, veranlaßten Mara, ans Fenster zu treten.

„Mein Gott, was mag das wieder sein?“ Die Baronin lebte in ständiger Angst vor irgendeinem neuen Unheil, so daß sie sich am liebsten den ganzen Tag in ihrem Zimmer eingesperrt hätte.

„Richtig!“ sagte Madelung. „Ich erfuhr heute durch den Schullehrer Kurem, daß die Brennereiarbeiter in eine Lohnbewegung eintreten wollen. Sie verlangen zwanzig Kopfen mehr. Vielleicht bewilligen Sie ihnen das? Es sind ja nur fünf Rubel im Monat . . .“

„Fünzig Rubel, Herr Madelung!“ rief Gräfin Emerenzia scharf. „Es handelt sich um zehn Arbeiter und wofür das viele Geld? Weil sie ein Nahrungsmittel in Gift verwandeln! Ich bin entschieden dagegen — lieber soll man die Fabrik schließen!“

„Nein, nein — um Gottes Willen nicht!“ wimmerte die Baronin. „Lieber gibt man ihnen was sie wollen. Nur sollen sie mich in Ruhe lassen. Ruf den Maddis, Mara!“ Madelung näherte sich der Gräfin Schildberg: „Ich bin im Grunde Ihrer Meinung, Frau Gräfin. Und mir ist eine gute Lösung eingefallen: statt Lohnzulage sollte man den Leuten Land geben. Es ist noch genug da auf Vorküßl, was bebaut werden könnte, Moor und Heide, aus denen fruchtbarer Boden zu machen ist. Man sollte es den Leuten vorschlagen!“

„Vorschlagen? Da kämen Sie nicht weit. Befehlen muß man es ihnen! Aber ich geben Ihnen recht, Herr Madelung, daß dies wirklich die beste Lösung ist.“ Sie wandte sich an ihre Schwester: „Du solltest Herrn Madelung Vollmacht geben, mit den Leuten zu verhandeln.“

„Ach — Herr Madelung kann doch kein Estnisch!“ Die Baronin lehnte unwillig ab.

„Oh — das soll kein Hindernis sein. Mit dem Lehrer verstehe ich mich recht gut. Er kann meine Worte übersetzen.“

„Wird was schönes herauskommen bei Kurems Deutsch! Aber — meinetwegen — reden Sie mit den Arbeitern!“

Mara sprang auf. Sie war immer dabei, wenn etwas Neues unternommen wurde: „Kommen Sie — wir wollen die Leute für heute Abend bestellen. Am besten ins Schulhaus! Der Saal ist groß genug!“

Im Hinausgehen bückte sich Madelung rasch, nahm die Teile des zerbrochenen Bildes vorsichtig an sich und schob sie im Flur unauffällig hinter einen der großen Danziger Schränke.

Im Hof lärmten ein Duzend Männer und Weiber um den alten Maddis.

„Wir wollen Kirsch sprechen, oder den Herrn! Wo ist der Herr? Wo ist Kirsch? Du hast hier doch nichts zu befehlen, alter Teufel!“ so schallte es erregt durcheinander.

Maddis fuchtelte abwehrend mit den Armen und schrie sich heiser bei dem Versuch, die Leute zu beruhigen.

„Der Verwalter? Was weiß ich, wo der steckt! Baumelt vielleicht schon längst am Laternenpfahl in Reval. So wird es allen gehen, die das Volk verführen. Und der Herr Baron wird bald genug da sein. Aber — mein Gott — wißt ihr, wo Frankreich liegt? Da kommt erst Finnland, dann kommt Preußen, dann Dänemark, dann England und dann noch eine ganze Masse andere große Länder, das will geschafft sein. Nun wartet man noch ein bißchen, ihr alten Schreihälse und geht an euere Arbeit!“

„Arbeit und immer Arbeit! Der Herr kutscht in der Welt rum und tut nicht als fressen und saufen. Wir wollen auch mal fressen und saufen und nicht tun!“ sagte Carla, der als Radaubruder im Dorf bekannt war.

„Das besorgst du ja schon längst!“ rief Maddis. „Du solltest überhaupt dein freches Maul halten! Horcht ihr auf den Lumpen hier, dann kriegt ihr gar nichts, kann ich euch sagen. Du stinkst ja den ganzen Tag nach Monopol. Gut, daß meine Pfeife nicht brennt, du gingst sonst in die Luft.“

„Warte, du alter Fuchs!“ knirschte der Bursche und hielt ihm die geballte Faust unter die Nase. „Das soll dir heimgezahlt werden!“

Maddis spie verächtlich aus. Wer weiß, ob es nicht zu Handgreiflichkeiten gekommen wäre, wenn jetzt nicht Mara mit dem Maler auf dem Hof erschienen wäre. Die Leute traten ein wenig zurück, nahmen aber die Mühe nicht vom Kopf und behielten ihre trotzig Haltung.

Madelung küstete höflich den Hut, räusperte sich, verschränkte die Arme und wandte sich, als er jetzt zu sprechen begann, in regelmäßiger Drehung seines Christuskopfes von Mara, die seine Worte übersetzte, zu den Arbeitern:

„Meine Herren!“

Mara schüttelte befremdet den Kopf und schwieg abwartend. Aber der Maler wiederholte mit vielsagendem Nachdruck: „Meine Herren, hören Sie mich an!“

Widerstrebend übersetzte Mara die Worte, so unpassend sie ihr schienen.

„Die Frau Baronin hat mich gebeten, in diesem Streitfall zu vermitteln. Ich bin ein Mann, dessen ganzes Herz dem Volk gehört. Die Forderung nach Gerechtigkeit und Freiheit, die Sie stellen, meine Herren und Damen . . .“

Hier flog ein Lächeln über Maras Gesicht, als sie die schmutzigen estnischen Weiber vor sich sah. Aber im Zuge, wie sie war, übersetzte sie auch das Wort „Damen“.

„Die Forderung, die Sie stellen, ist mir durchaus verständlich. Das Verlangen nach Sonne und Luft ist allem Lebendigen angeboren. Schenken Sie mir deshalb auch Ihr Vertrauen, wie es mir die Frau Baronin geschenkt hat. Heute Abend noch wollen wir uns eingehend über alle strittigen Punkte aussprechen. Kommen Sie alle miteinander, die Anwesenden und wer mich sonst noch hören will, heute Abend um acht Uhr ins Schulhaus. Das eine aber will ich Ihnen jetzt schon sagen: es gibt etwas Wertvolleres als Geld, das ist die Scholle. Geld ist vergänglich, die Scholle bleibt ewig. Ich will dafür sorgen, daß Euch die Scholle gegeben wird.“

Der Redner zog wieder höflich den Hut. Ein Gemurmel entstand.

„Was hat er gesagt? Kein Geld nicht? Was ist das überhaupt für einer? Wo kommt er her? Was hat er mit uns zu tun? Der deutsche Farbenschmierer!“

Ein graubärtiger Mann mit einem lahmen Bein hinkte einige Schritte vor, kratzte sich den Kopf unter der Mütze und fing unsicher an zu sprechen:

„Erstensmal sind wir keine Herren und Damen. Leute sind wir — Arbeitsleute. Und dann wollte ich auch noch sagen, daß wir Luft und Sonne genug haben, mehr brauchen wir nicht. Von viere und fünfe an sind wir auf den Beinen, und wir sehen die Sonne auf- und wieder niedergehen. Was wir brauchen, das ist Geld. Arbeiten wollen wir gerne. Aber man soll auch bezahlen, was wir schaffen. Und wir schaffen genug! Dort steht das Schloß, und hier hinten im Dorf stehen unsere Hütten. Das Schloß ist ganz und prächtig, und wenns wo fehlt, dann wird gebaut und gebessert. Unsere Hütten aber sind niedrig und rauchig, und schadhast sind sie und eng, auch wissen wir nicht, was ein guter Happen ist. Die Sache ist ganz einfach: wir wollen nicht hungern, während die Herren Überfluß haben. Gebt uns die zwanzig Kopfen und wir sind zufrieden!“

Laute Beifallsäußerungen begleiteten die Rede des Mannes. Unter die zustimmenden Rufe mischte sich unterdrücktes Gelächter. Es galt dem Maler und seinen schwülstigen Phrasen.

„Solch einen Heiligen brauchen wir nicht!“ räsionierte Carla. „Soll der etwa der neue Verwalter sein, das Milchgesicht? Teufel auch, den steckt man ohne weiteres in den Sack und karrt ihn zum Hof hinaus! Den wollen wir gar nicht hören!“

Das Gelächter verstärkte sich. Da wandte sich der alte Maddis beschwörend an Mara:

„Das hat keinen Zweck nich, gnädiges Fräulein. Gehn Se lieber ins Haus. Wird schon fertig werden!“

Madelung schickte sich an, eine neue Rede zu halten, aber Mara ergriff resolut seinen Arm und zog ihn mit sich.

„Das Volk ist noch zu dumm. Dem muß man mit anderen Gründen kommen!“

Hinter ihnen her schallten höhniische Worte, deren eines Mara das Blut in die Wangen trieb. Sie sah den Maler von der Seite an und gestand sich, beinahe erstaunt, daß der von den Leuten ausgesprochene Verdacht ihr keineswegs unangenehm war.

Wieder hatte ihr die Ruhe Madelungs imponiert, und das Gefühl der Geborgenheit, das sie seit seiner Anwesenheit im Schloß empfand, hatte sich angesichts der drohenden Haltung der Arbeiter noch verstärkt.

Anderseits hatte sich ihr adliges Blut empört, als sie den Maler die traditionelle Distanz zwischen Volk und Herrschaft in dieser schmeichlerischen Form ausschalten sah. Aber es war nur eine flüchtige Empfindung. Beherrschend blieb die Bewunderung der Konsequenz in dem Charakter dieses plötzlich in ihr nichtiges und haltloses Leben hineingeschnitten fremden Mannes.

„Er ist wohl ihr Geliebter?“ hatte der freche Bursche unten im Hof gerufen. Gut, daß Madelung das estnische Wort nicht verstanden hatte. Aber warum schlug dann ihr Herz so heftig dabei? Warum lachte sie nicht darüber? Ja — warum regte sich nicht der leiseste Stolz in ihr, bei dem Gedanken, daß irgend jemand sie, die Freiin von der Borke, in so intime Beziehung zu diesem namenlosen Künstler brachte?

Ein paar Tage waren erst vergangen, seitdem sie Madelung hinter seiner Staffelei entdeckt hatte. Und doch schien es ihr, als wären sie seit Jahren bekannt und vertraut miteinander. Sie hatte in ihm den ersten Menschen gefunden, mit dem sie über ihre mannigfachen Interessen ernsthaft reden konnte. Alle anderen hatten entweder ein mitleidiges Lächeln dafür oder vollkommene Ablehnung.

Mara besaß Menschenkenntnis genug, um zu merken, wie man in ihrem Kreise über sie dachte. Für einen verschrobeneu Blaustrumpf hielt man sie, dem nur eine Heirat noch Heilung bringen konnte.

Sie hatte gar nichts gegen die Ehe. Aber sie wollte nur den Mann nehmen, den sie liebte. Zum mindesten wollte sie sicher sein, daß sie nicht aus Berechnung um ihres Erbes willen gewählt wurde.

In diesem Punkte konnte sie zwar beim Grafen Woldemar beruhigt sein. Aber Wolly, dieser Kretin, kam für ein intelligentes Mädchen doch wirklich nicht in Betracht, mochte sich seine Mutter auch zehnmal in den Träumen wiegen, daß die beharrliche Werbung ihres Sohnes bei Mara schließlich doch Gehör finden würde. Auch Tante Emerenzia protegierte diese Verbindung des leichtsinnigen Vorküßler Blutes mit dem frommen des Grafen Hahn. Aber Mara hatte nur ihre Belustigung an den fruchtlosen Bemühungen der beiden Damen.

Der Mann, den sie suchte, war in ihren Kreisen und in ihrer Heimat wohl kaum zu finden. Oft fühlte sich das junge Mädchen von dem Verlangen gepackt, die enge Umgebung zu fliehen und gleich ihrem Bruder Paul sich irgendwo in der Fremde einen Wirkungskreis zu suchen. Aber sie brachte es nicht über's Herz, ihre Mutter allein zu lassen. Hatte sie es doch mit ansehen müssen, wie Enttäuschung und Verbitterung immer mehr von diesem einstmal's gütigen und heiteren Wesen Besitz ergriffen, bis nur noch eine vergrämte, nervenschwache, ewig nörgelnde Frau übrig blieb. Ihre Tochter war die einzige, der es gelang, sie zeitweise ihrer Apathie zu entreißen.

Mit einer Freigebigkeit ohnegleichen rechnete Mara niemals nach, welche Unsummen von Energie sie auf diese Bemühungen verwandte. Nur das eine war ihr klar: ginge sie einmal weg von Borküll, so bedeutete das für die Baronin die vollständige geistige Verkommenheit. Und deshalb entsagte sie und blieb.

Im tiefsten Herzen verschlossen hatte sie die Hoffnung getragen, daß ein Wunder geschehen und sie eines Tages befreien würde — ein modernes Aschenbrödel, dessen Prinz aus dem Reiche des Geistes kommen würde, ohne die sichtbare Krone adliger Abstammung.

War das vielleicht der Maler? In den unklaren Träumen ihrer Phantasie hatte ihr freilich ein ganz anderes Gesicht vorgeschwebt. Ein Mann von Welt mit guten Manieren und weitem Horizont, so wie ihr Bruder Paul etwa, den sie im stillen anbetete, wie sarkastisch er auch ihre für seine ruhige logische Art viel zu sprunghaften und exaltierten Interessen beurteilte. Madelung hatte kein überlegenes Lächeln für ihre Anschauungen: er ging mit Teilnahme auf ihre Ideen ein, und es stellte sich heraus, daß viele der Götter, die sie verehrte, auch die seinen waren.

Bis tief in die Nacht hatten die beiden zusammengesessen und über die Bücher gesprochen, aus deren Gedanken sich Maras Weltbild gestaltet hatte. Es war ihr, als entdeckten sie gemeinsame Bekannte und liebe Freunde, die sie irgendwo draußen in der weiten Welt gefunden hatten. Es waren Stunden des Schwärmens, unter deren Zauber eine neue Jugend auf den herben und im Verblühen begriffenen Zügen des Mädchens geweckt wurde.

„So möchte ich Sie malen!“ hatte Madelung einmal gerufen. „Wie Sie jetzt am Kamin stehen, die schöne Stirn vom Flammenschein beleuchtet, das feine Gesichtchen geneigt und die Augen forschend und begeistert ins Weite gerichtet, während die schlanke Hand nervös im roten Gelock ihres Haares spielt . . .“

Er hatte geseufzt und war verstummt. Aber Mara blieben seine Worte in Erinnerung.

Wie oft hatte sie es von Tante Emerenzia zu hören bekommen, daß sie häßlich sei: „Alle Frauen verlieren, wenn sie Büchermwürmer werden. Und dich hat die Natur sowieso schon stiefmütterlich behandelt. Du kannst froh sein, daß Wolly so treu um dich wirbt.“

So setzte ihr Tante Emerenzia zu. Und jetzt hatte es ihr ein Mann, der die Welt kannte, ein Künstler, der die Frauenschönheit zu seinem besonderen Studium gemacht hatte, mit begeisterten Worten gesagt, daß sie einen seltenen Reiz für ihn hatte. In ihrem Erröten offenbarte sich nicht Scham und Unwillen, sondern der Dank des Mädchens, das sich bisher zurückgesetzt gefühlt hatte, und nun endlich zu seinem Recht gekommen war. Dieses Gefühl hatte dem Verkehr zwischen ihr und dem Maler einen Wärmegrad gegeben, der längst über eine harmlose Kameradschaftlichkeit hinausging.

Mara genoß mit vollen Zügen das Glück, verehrt und umworben zu werden.

(Fortsetzung folgt)



## Dämmerung

Mein Zimmer füllt sich mit letztem Schein,  
 der Spiegel ist voll Sonne und gleißt;  
 die Landschaft strahlt in sein Glas hinein  
 und die Wolke, die durch den Abend reißt.  
 Der Schimmer liegt in den Gardinen  
 und huscht zu meinem Schreibtisch her;  
 mein altes Buch ist überschienen,  
 die Seiten leuchten warm und schwer.  
 Und meine durstigen Augen eilen,  
 denn lautlos schattet das Gewand  
 der Dämmerung hinter mir. Die Zeilen  
 deckt sie mit leiser, schonender Hand.  
 Dann löscht sie die Worte von dem Blatt  
 und rückt die Landschaft in Nacht und Ferne . . .  
 Ich trete ans Fenster. Die erste Laterne  
 flammt unten auf in der dunklen Stadt.

Ernst Ludwig Schellenberg.

